



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Saar-Atlas

Overbeck, Hermann

Gotha, 1934

d) St. Wendel (zu Tafel 17 e)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-95105](#)

engeren Umkreis, und das Ergebnis war das gleiche: dort nur ein Vorposten in fremdem Lande, hier ein verkümmter Wirtschaftsraum. So übernahm Preußen Festung und Stadt. Aber sobald jene aufgelassen war, begann sich der Bann wieder auszudehnen. 1892 geschah die erste kleine Erweiterung im Westen und Süden unmittelbar vor den Toren und auf Kosten von Lisdorf, Beau-marais und Roden; und als 1907 Roden eingemeindet wurde, erhielt Saarlouis wieder einen ausgedehnteren Bann auf dem rechten Ufer zwischen Saar und Prims. Der Abnahme in französischer Zeit stand eine Zunahme in preußisch-deutscher Zeit gegenüber.

Die Karten beruhen auf Plänen in der Stadtbibliothek Saarlouis, die sich wiederum auf die Arbeiten von Pfarrer Richter und Stadtbauamtsleiter Schmitt stützen.

Schrifttum

Baltzer, G.: Historische Notizen über die Stadt Saarlouis und deren unmittelbare Umgebung. 1865.

Latz: Saarlouis 1680—1930. 1930.

Das Saarlouiser Heft „Unser Saar“ VII, 1, vom 15. April 1932.

d) St. Wendel

Zu Tafel 17e

Von Georg Wilhelm Sante Geschichtliche Obschon Gräber aus der Latène- und Römerzeit auf vor- und frühgeschichtliche Besiedlung schließen lassen, so deutet der Ortsname auf spätere, christliche Zeiten. Die Stadt heißt nach dem heiligen Wendalinus, der hier um 600 das Evangelium gepredigt haben soll; auch St. Ingbert beginnt seine Geschichte mit einem heiligen Glaubensboten Ingobertus. Aber die Legenden sind zu undurchsichtig, als daß sich ihr geschichtlicher Kern erkennen ließe. In der schriftlichen Überlieferung erscheint St. Wendel zuerst im 9. Jahrhundert und unter dem Namen Basonis villa, Basonweiler; derselbe Name steckt in Bosenberg, Bosenbach. Andere Siedlungen im jetzigen Weichbilde der Stadt waren Kelsweiler, woran die Kelsweilerstraße erinnert, und Niederweiler, das an der Stelle des Bahnhofs lag. Mit dieser Namenform gehört die St. Wendeler Gegend zur weiteren Gruppe der -weiler-Namen, die sich gerade an der oberen Blies ausbreitete (s. Tafel 13b). Jenes Basonweiler befand sich damals im Besitz der Bischöfe von Verdun; Bischof Paulus (etwa 626—41) hatte es aus eigenen Einkünften gekauft, wie um dieselbe Zeit (634) der Diakon Adalgisel-Grimo der Verduner Kirche seinen Besitz Tholey testamentarisch vermacht hatte. St. Wendel als Ortsname wird zuerst 1046 genannt als Wandelini curtis, d. h. Wendelshof. Die Vogtei über diese Verduner Besitzungen lag bei den Grafen von Blieskastel. Als sie 1237 ausstarben, folgte ein langer Erbfolgestreit; aus ihm ging, was St. Wendel anbelangt, schließlich (1280) der Graf von Saarbrücken als neuer Besitzer hervor. Aber er verkaufte es 1328 an den Erzbischof Balduin von Trier, und seitdem blieben Stadt und Amt kurtrierisch, bis sie 1792 von den Truppen der französischen Revolution besetzt wurden.

Die Verbindung St. Wendel—Verdun reichte in die Zeiten des fränkisch-karolingischen Gesamtreiches zurück, und während des ganzen Mittelalters, rechtlich sogar bis zum Westfälischen Frieden (1648), gehörte Verdun zum Reich, so daß die Abhängigkeit nicht außer Landes ging. Aber Verduns Rechte verflüchteten sich im Laufe der Jahrhunderte, hier wie überall, und an seine Stelle trat Kurtrier. Von seinem alten Besitz, vom Hochwald aus, stieß dieses auf zwei Wegen in die Saarlande vor: saaraufwärts, wo es sich schon bei Merzig am Widerstande Lothringens festramte, und längs der alten Straßen über St. Wendel nach Blieskastel und Kaiserslautern. Diese Vorposten mußte es wieder räumen; nur St. Wendel hielt es fest. Aber Stadt und Amt blieben Außenbesitz, und noch kurz vor der französischen Revolution verhandelte Kurtrier mit Pfalz-Zweibrücken, um sie gegen das Kröver Reich an der Mosel auszutauschen. Die abseitige Lage verlangte — freilich zu spät — nach einer Abrundung entweder nach vor- oder rückwärts. Also nur für die kurze Zeit Baldwins waren die Möglichkeiten genutzt, die in den politisch-geographischen Gegebenheiten steckten; von St. Wendel aus ließen sich die untere Blies und das Landstuhler Bruch auf geraden Wegen erreichen, die zum Elsaß und zur Pfalz weiterführten. Doch der Vorstoß Baldwins wurde nicht ausgebaut und befestigt; der kurtrierische Streubesitz erstarnte und bröckelte schließlich ab. Die Gunst der politisch-geographischen Lage belegen weiterhin die vielen Kämpfe, die von der Fehde Sickingens (1522) bis zu den Freiheitskriegen (1814) bei oder um St. Wendel ausgetragen wurden. Doch die politische Zugehörigkeit änderte sich nicht; auch die französische „Reunions“zeit (1680—97) war nur eine kurze Unterbrechung.

Nicht länger, 1792—1814, regierten die französischen Revolutionäre und Napoleon. In St. Wendel wie in den Saarländern überhaupt waren die französischen Zeiten nur kurze und gewaltsame Einbrüche in die jahrhundertalten deutschen Beziehungen. Bei der Neuordnung der Staatenwelt, die der Wiener Kongreß (1815) vornahm, fiel St. Wendel an Coburg; dem Herzog waren einige zehntausend Seelen versprochen, die hier zusammengerechnet wurden. St. Wendel selbst wurde Hauptstadt des Fürstentums Lichtenberg, wie das Coburger Gebiet nach jener Burg bei Kusel hieß. Doch nachdem im Gefolge des Hambacher Festes (1832) Unruhen entstanden und nur mit Hilfe preußischer Truppen besiegt werden konnten, verkaufte der Herzog 1834 sein Fürstentum an Preußen, das es in einen Kreis umwandelt. Seitdem ist St. Wendel preußisch. Der Versailler Vertrag überwies es dem derzeitigen „Saargebiet“.

Verkehrslage. In der Gegenwart beschränkt sich der St. Wendeler Raum auf die Umgebung der Stadt; aber vordem lag er im Zuge eines weiteren Verkehrs, und wenn dieser auch nur Durchgangsverkehr war, so schuf er doch größere Zusammenhänge. Aus der Ferne wanderten Italiener ein; der erste wird 1710 erwähnt, bekannt ist vor allem die Familie Cetto. Schon in der zweiten Generation war während der napoleonischen Zeit (1803 bis 1815) Karl Cetto Bürgermeister, und sein Sohn, auch Karl Cetto, saß als Abgeordneter in der Paulskirche (1848/49). — Für die Römerzeit kann die Geschichte noch mit keiner gesicherten Straße aufwarten, die St. Wendel selbst berührte. In einiger Entfernung führte eine Römerstraße vorüber: von Trier, über den Hochwald, nach Theley, der sog. Rheinstraße entlang, die das obere Bliestal auf dem westlichen Höhenzug begleitet, und weiter nach Wiebelskirchen; wie sie in der Pfalz verließ, ist noch unbekannt. Ebenso lag St. Wendel abseits der Verbindung zwischen Metz und Kaiserslautern, die wenigstens in Saarbrücken durch Brücke und Uferkastell gesichert ist. Im Mittelalter und in der Neuzeit knüpfte sich dieses Netz nord-südlicher und west-östlicher Fäden noch enger, und St. Wendel wurde ein ausgesprochener Knotenpunkt. Die Fernstraße Oberrhein—Kaiserslautern—Saarbrücken—Niederlande führte zwar auch noch an St. Wendel vorbei; denn nicht hier, sondern in Saarbrücken war der Mittelpunkt der Saarlande. Aber hier kreuzten sich andere Straßen. Die eine verband die Moselland mit dem Elsaß (Trier—Weiskirchen—St. Wendel—Homburg—Bischwiller—Hagenau); die andere ging von Metz über St. Wendel und Kusel ins Glan- und Nahtal. So wiederholte sich die doppelte Verkehrslage, die für die ganzen Saarländer gilt, nämlich zwischen Frankreich und den Rheinlanden und zwischen dem Oberrhein und den Niederlanden, im engeren Raum St. Wendels, das aus dieser Gunst der Lage seinen Nutzen zog. Aber sie blieb ungenutzt im Zeitalter der Eisenbahnen; denn nur eine Hauptstrecke berührte St. Wendel, die Nahetalbahn zwischen Saarbrücken und Bingerbrück, die 1860 eröffnet wurde. Die Ergänzung in der anderen Richtung fehlt; sie ist nur durch die Nebenstrecke nach Tholey schwach andeutet. Die Wagen, die auf den Landstraßen zwischen dem Oberrhein und den Niederlanden verkehrten, fanden keine Nachfahrer auf den Schienen. Aller Eisenbahnverkehr in der Nord-Süd-Richtung läuft durch das Saartal.

In der ländlichen Umgebung blieb St. Wendel bis auf die Gegenwart eine Landstadt — 1927: 3600 Einwohner — die vom örtlichen Handwerk, Gewerbe und Handel lebt. Industrie fehlt; nur Bergleute und Hüttenarbeiter wohnen hier, die außerhalb im Sulzbachtal und in Neunkirchen zur Arbeit gehen (s. Tafel 37 b, f und i). Seit dem Versailler Vertrag nahe der Grenze gelegen, traf sie die Abtrennung vom Reich besonders, weil sie ihr nördliches und östliches Hinterland verlor. So büßten z. B. die Vichtmärkte ihre frühere Bedeutung ein.

Stadtentwicklung. Der älteste Teil St. Wendels liegt in hochwasserfreier Lage zwischen der Blies und zwei ihrer Zuflüsse, dem Toten- und dem Bosenbach (Tafel 17e). Kurfürst Werner von Trier ließ diesen Teil 1388 ummauern; im Südwesten lehnte er sich an die schon tiefer liegende Burg an. So erhielt St. Wendel ein Kennzeichen der mittelalterlichen Stadt, die Stadtmauer. Aber schon 1332 hatte Kaiser Ludwig der Baier unter dreißig kurtrierischen Städten auch St. Wendel gefreit und mit Frankfurter Recht bewidmet, jedoch mit der Einschränkung, daß diese Freiung dem Erzbischof zu keinem Nachteil gereiche und er die Hochgerichtsbarkeit und Landeshoheit behalte. Diese Freiung und Bewidmung verliehen nicht Stadtrecht schlechthin, sondern bedeuteten, daß diese Städte die Freiheit an Wochenmärkten haben und ihr Urteil nach Frankfurter Recht suchen sollten. Aber wenn auch die Stadt St. Wendel nicht durch diese Urkunde begründet wurde, so entwickelte sich der Ort doch im selben Jahrhundert zur Stadt. Sie dehnte sich weiter aus; der ummauerte Raum wurde zu eng, und vor der Alten Pforte entstand im Nordwesten eine neue Ansiedlung, die wahrscheinlich in der zweiten Hälfte

des 15. Jahrhunderts eingemeindet wurde. Im jetzigen Stadtbilde schließen sich die drei älteren Teile zu einem geschlosseneren Kern zusammen. Die ummauerte Stadt vom Jahre 1388 lag erhöht; die Burg, die 1677 im holländischen Kriege von den Franzosen zerstört wurde, und die Erweiterung des 15. Jahrhunderts senkten sich schon in die Bach- und Flussniederungen hinab. Hier breitete sich dann die Stadt, vornehmlich im 19./20. Jahrhundert, aus, in allmählichem Wachstum längs der Straßen und in einer offeneren Form der Besiedlung. Je weiter nach außen, desto mehr lockern sich die Häuserreihen in Einzelhäuser auf. Nur zwischen dem Stadtkern und dem Bahnhof ist die Bebauung geschlossen; hier wuchs die Stadt auf die Bahn zu. Ihr entlang, also an den älteren Stadtteilen vorbei, zieht jetzt der Hauptdurchgangsverkehr, der von Saarbrücken über Oberlinxweiler nach Balthersweiler weiter zur Nahe führt. In früheren Zeiten nahm der Ver-

kehr eine andere Richtung, von der Oberen Pforte, längs der Stadtmauer, durch die Alte Pforte zur Unteren, und auch als er Ende des 18. Jahrhunderts über den Kirch- und Marktplatz umgeleitet war, blieb die Richtung die gleiche. Im Lichte der Stadtgeschichte beweist noch der Zug der Straßen von SO nach NW, daß St. Wendel in den Fernverkehr zwischen dem Oberrhein und den Niederlanden eingeschaltet war. Trotz dieser Verkehrsverschiebungen verharnte aber der Mittelpunkt in dem alten Stadtkern; hier liegen noch heute Kirche, Rathaus und die Hauptgeschäftsstraßen.

Schrifttum

Müller, M.: Die Geschichte der Stadt St. Wendel. 1927.

Das St. Wendeler Heft „Unser Saar“ VII, 2/3 vom 15. Juni 1932 und Heft VIII 1 vom 15. April 1933.

Steinbach, Fr., im Saarland-Heft der Zeitschr. des Rhein. Ver. f. Denkmalpflege u. Heimatschutz XXII, 1 u. 2, 1929.

12. Zur Sprachgeschichte der Saarlande

Zu Tafel 19

Von Wilhelm Will

Der Grundzug der saarländischen Sprachentwicklung enthüllt sich dem am klarsten, der sie in den Gang der gesamten rheinischen oder westdeutschen Sprachentwicklung hineinstellt. Durch das ganze Mittelalter und die Neuzeit wurde das Rheinland von Mainz bis nach Kleve hin von immer neuen Strömen oberdeutschen Sprachguts überflutet, die es aus seinen alten, nach N weisenden Bindungen mehr und mehr herausriß und in oberdeutsche Sprachzusammenhänge einlageren. Diese Umlagerung ist jedoch nie vollkommen gelungen. Die südlichen Teile sind sehr viel stärker vom Oberdeutschen überschichtet als die nördlichen. An gewissen Stellen stellen sich den Sprachbewegungen Schranken entgegen, die diese zum Teil nicht überwinden konnten. Einzelne Bewegungen blieben an den Schranken für immer stehen. Sie wurden damit auch sprachliche Grenzen, an denen sich oberdeutsche und niederdeutsche Sprachformen scheiden. Es sind drei solcher Sprachschranken im Rheinland; man nennt sie nach ihrer Lage in der Rheingegend Erft-, Ahr- (oder Eifel-) und Hunsrückschranke. Als bezeichnendstes Beispiel dieser Staffelung sei die hochdeutsche Lautverschiebung genannt, die an jeder dieser Schranken sich brach und heute in ihrem Stand im Rheinland das Bild des sog. „rheinischen Fächers“ bietet. Tafel 19a zeigt zwei seiner Abschnitte, die Eifel- und die Hunsrücklinie. Der Hauptstrom der Lautverschiebung ist bis an die Erftbarriere durchgebrochen, wo er sich in zwei Linien abgelagert hat, der sog. Ürdinger Linie (*ik/ich*) und der Benrather Linie (*maken/machen*). Hochdeutsche Formen, wie *Dorf, helfen*, sind nur bis zur Eifellinie vorgedrungen; die hochdeutschen Formen der Wörterchen *dat, wat, et* sind schon an der Hunsrückschranke liegen geblieben, während Wörter wie *Pfaffer, Pfund, Apfel* noch weiter südlich geblieben sind. Andere sprachliche Bewegungen sind an den gleichen Linien zum Stehen gekommen.

Die rheinischen Landschaften sind bei diesen Vorgängen nicht rein passiv beteiligt gewesen. Rheinische Kräfte haben den Widerstand an den Hemmstellen geleistet; rheinische Kräfte haben auch die Bewegungen, wenn einmal eine Schranke überwunden war, weitergetragen. Es sind somit innerrheinische Kraftfelder, Kulturräume, die durch die Schranken abgegrenzt werden. Man nennt sie nach den Kulturmittelpunkten und den tragenden Territorialkomplexen Kölner Raum (dem nördlich der niederfränkisch-klevische vorgelagert ist), Trierer Raum und Pfälzer Raum. Der letzte ist ein Teil des größeren rheinfränkischen Mainzer Raumes. Im Süden schließt sich ihm der elsässische Raum an, ein Teil des sog. „niederalemannischen“ Mundartgebietes. Besonders klar treten die Räume in den ihnen eigenen Sonderbildungen hervor, so in dem kölnerischen *Wing „Wein“*, dem trierischen *schlín „ich schlage“*, dem pfälzischen *ehr „ihr“*, dem elsässischen *Fald „Feld“*. Unterscheidungen und Abweichungen der Linien an den Schranken sind bei der Eigenart sprachlicher und kultureller Grenzen selbstverständlich. Sprachliche Grenzen sind nie so schroff und überganglos, daß von einem Dorf zum anderen plötzlich eine völlig andere Sprache erschiene. Die Übergänge sind allmählich und kaum merklich. Sie verstärken sich nur in gewissen Grenzstreifen so sehr, daß man hier von Grenzen als breiten Streifen, „Bündeln“ von Grenzlinien sprechen kann. Die Sprache etwa des Trierer Raumes, der so stark von sprachlichen Bewegungen durchwühlt und erschüttert worden ist, kann nicht völlig gleichmäßig und einheitlich sein. Die Zerrissenheit seiner sprachlichen Grenzen von *dat/das* bis *düt/dot, tot*, von Saarbrücken bis Trier (Tafel 19a) kennzeichnet seine Vergangenheit.

Die Lage der Saarlande ergibt sich aus ihrer Stellung im rheinischen Ganzen. Seiner geographischen Lage nach gehört es in den rheinischen Zusammenhang. Günstige Verkehrsbeziehungen nach O und SO hatten stärkeres Hinneigen zu oberdeutschen Gebieten zur Folge. Aber die Saarlande waren kulturell nicht geschlossen und selbständig genug, um dieser Neigung ganz zu folgen, so daß schließlich die Kluft, die das Pfälzische vom Trierischen trennt, die Saarlande in zwei Stücke zerriß, deren nördliches ganz zum Trierischen gehört, während das südliche mehr oder weniger stark pfälzisch ist. Die Zerrissenheit der Saarlande veranschaulicht jede beliebige Zusammenstellung von Grenzlinien der Hunsrückschranke (Tafel 19b). Sie ist Folge des steten Vordringens oberdeutschen Sprachguts, das stärkere Widerstände erst an der Trierer Diözesan- und Territorialgrenze findet.

Die Südgrenze des Trierer Territoriums spiegelt sich z. B. im Verlauf der Linien *so/sa „sag“*, *lef, lüb/lieb*, in dem Teil südlich von Merzig auch in *düt/dot „tot“* (Tafel 19c). In *schlín/schlän „ich schlage“* (Tafel 19a) und in *bestallt/bestellt* (Tafel 19c) erscheint die West- und Nordwestgrenze der Grafschaft Saarbrücken gegen alte lothringische Gebiete. *Korf/Korb* begleitet auf weite Strecken die Trierer Diözesangrenze, während *dat/das* (Tafel 19a) *gebrant/gebrunt, us/uns* (Tafel 19b), *gekannt/gekennt, dir/ir „ihr“* (Tafel 19c) und viele andere Linien scheinbar ohne historisch-geographische Begründung das Saarbrücker und andere Territorien durchschneiden.

Diese dreifache Abstufung von der Diözesangrenze zur Saarbrücker Nordwest- und zur Trierer Südgrenze, die Tafel 19c veranschaulichen soll, verrät die Geschichte des oberdeutschen Vorstoßes. Von einer wohl am Ausgang des Mittelalters erreichten Grundstellung an der Diözesangrenze (Stufe Saarbrücken) werden die oberdeutschen Sprachformen durch territoriale Kräfte, die den Ausgleich innerhalb des Saarbrücker Territoriums erstrebten, etwa bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts an die nordwestliche Territorialgrenze (Stufe Saarlouis) getragen. Der Gegensatz zu den lothringischen Herrschaftsgebieten an der Prims und am Theelbach ist wohl erst durch den Übergang dieser Gebiete an die Pfalz am Ausgang des 18. Jahrhunderts überbrückt worden. Seit dieser Zeit wird die Stufe Merzig-Hochwald Ziel der sprachlichen Bewegungen und schon Ausgangspunkt weiterer Vorstöße in der Richtung auf Trier (*düt/dot „tot“*, *kal/kalt*, Tafel 19c).

Ausgang und Weg der oberdeutschen Sprachbewegungen verrät die Karte „*neu*“ (Tafel 19d). Auf der uralten Kaiserstraße Kaiserslautern—Saarbrücken—Metz stößt die oberdeutsche Form *neu, nei* in schmalem Keil durch die mitteldeutschen *nu, nau* hindurch. Saarbrücken, der städtische Mittelpunkt, die alte Residenz, nimmt das andringende Sprachgut zuerst auf und gibt es an das Hinterland weiter. Die Pfalz ist das Quellgebiet der Bewegungen; territorialpolitische Vorstöße von Kurpfalz vom 14. bis zum 16. Jahrhundert sind die äußere Ursache. Die oben besprochene allgemeine rheinische Sprachströmung von S nach N erscheint in den Saarlanden als Ost-West-Bewegung.

Der pfälzische Durchbruch, der den größten Teil der Saarlande in kulturelle Abhängigkeit vom oberrheinischen Osten brachte, zerriß alte Nord-Süd-Verbindungen. Über die Saarlande und den Westrich hinweg stand das ganze deutschsprachige Lothringen und vielleicht auch ein Teil des Elsasses in sprachlichem Zusammenhang mit dem trierisch-kölnerischen Norden. Den Rest dieses alten Zusammenhangs deutet vielleicht das Gebiet der Erhaltung der Endung *-en* an, das vom Quellgebiet der Saar